

***Pnin*, übersetzt**

Von Dieter E. Zimmer

Vortrag in der Reihe „Mit der Zweiten liest man besser“,
gehalten im Jenisch Haus (Altonaer Museum), Hamburg, am 7. Mai 2003
Unveröffentlicht
© 2003 by Dieter E. Zimmer

NABOKOV'S Roman *Pnin*, der einer meiner liebsten ist, hat viele starke Seiten, und eine davon ist, dass er eigentlich keine Einführung braucht. Seine vier späteren Romane müssen dechiffriert werden, sonst ist der Leser in ihnen verloren. *Pnin* nicht. Man kann ihn unvorbereitet aufschlagen und zu lesen anfangen, man kann sogar einzelne Kapitel lesen, ohne den Rest zu kennen. Jede Episode, jede Szene spricht für sich und enthält schon in sich das Ganze, und der Held steht so plastisch und anrührend da, dass er ein guter Bekannter zu sein scheint, wenn man ihn auch nur ein paar Seiten lang begleitet hat: ein nicht mehr junger Mann, der früh aus seiner russischen Heimat vertrieben wurde und sich in seiner neuen amerikanischen Heimat zwar wacker schlägt, aber nicht mobil und flexibel genug ist, wie man heute sagt, um wie ein Chamäleon ganz ihre Färbung, ihren Akzent anzunehmen, dessen eifrige Anpassungsversuche also immer wieder fehlschlagen und der darum zur Zielscheibe eines billigen Spottes wird. Man lacht über Professor Pnin am Waindell College, und der Roman ist so aufgebaut, dass er den Leser zunächst zum Mitlachen animiert, ihm dann aber das Lachen in der Kehle erstickt. Pnin beginnt als Original, als zerstreuter Professor, dessen scheinbare Zerstreutheit eine Folge übertriebener Aufmerksamkeit ist, als Witzfigur. Dann aber knackt Nabokov die „groteske Schale“, und zum Vorschein kommt ein liebenswerter, gebildeter und feinfühligere Mensch, der tapfer ein schweres und trauriges Schicksal trägt. Nabokov haftet bis heute der Ruf an, er sei ein kalter Zyniker und brillanter Egomane gewesen, herzlos zu seinen Figuren, „unrussisch“. Spätestens der Roman *Pnin* hätte diesen Ruf widerlegen müssen.

Trotzdem ist *Pnin* nicht „Nabokov light“. Wer sich näher mit ihm einlässt, kann wie immer bei Nabokov versteckte Motivspuren verfolgen, etwa die des geheimnisvollen Eichhorns, das Pnin wiederholt über den Weg läuft wie ein Gesandter aus einer Nachbarwelt und von dem

man weiß nicht, ob es ihm als ein Glücks- oder ein Unglückssymbol erscheint. Vor allem kann man bei genauerem Hinsehen den doppelten Boden des Romans entdecken. Man muss dazu die Bruchstücke des Verhältnisses zwischen Pnin und seinem Autor aufspüren, die unauffällig in den Roman eingestreut sind. Den Roman erzählt jemand, der sich N. nennt, ebenfalls Exilrusse ist, ebenfalls Russisch-Dozent an einem amerikanischen College, der aber die Regeln der Neuen Welt besser begriffen zu haben scheint als Pnin und das amerikanische Erfolgsspiel erfolgreicher spielt. Natürlich ist der Leser eingeladen, diesen N. (der ursprünglich sogar V. N. heißen sollte) für Nabokov zu halten. Aber bald wird klar, dass das nicht sein kann, dass Nabokov zwischen sich und seinen Helden als Mittelsmann einen Erzähler geschoben hat, der keineswegs mit Nabokov identisch ist, sondern nur eine andere, undeutliche Romanfigur. Dieser Erzähler hält sich für einen langjährigen Freund seines Helden, der ihn aber offenbar nicht austehen kann, man kann nur ahnen warum. Er selber dagegen will oder kann Pnins Abneigung nicht verstehen. Am Ende wird N. an Pnins College berufen, aber der weigert sich, ihn als Vorgesetzten zu akzeptieren. Lieber gibt er seine bescheidene Stelle auf und verlässt Waindell mit unbekanntem Ziel, und er hat zweifellos seine guten Pnin'schen Gründe dafür. Der Leser wird also Zeuge, wie eine Romanfigur gegen ihren Erzähler rebelliert und sich zu dessen Enttäuschung eigenmächtig und unerklärlicherweise aus dem Staub macht – ein ziemliches Kunststück.

Für Nabokov war *Pnin* eine Flucht aus dem „unerträglichen Zauberbann“ der *Lolita*. Er hat den Roman 1953 begonnen, ein halbes Jahr vor der Beendigung von *Lolita*, und zwei Jahre später 1955 zu Ende gebracht, als *Lolita* schon anderthalb Jahre fertig war und ein paar Wochen vor ihrer quasi klandestinen Veröffentlichung bei der Olympia Press in Paris. Es war die falsche Reihenfolge. Wäre *Pnin* später als *Lolita* erschienen, so wie er nach *Lolita* geschrieben wurde, also nach dem Medienrummel, der mit der eigentlichen, amerikanischen Ausgabe von *Lolita* im Jahr 1958 verbunden war, so wäre er in deren Strudel geraten und hätte von ihrem erwarteten und dann doch ausbleibenden Skandal profitiert. So aber verschwand *Pnin* in der glamourösen Vor-*Lolita*-Zeit, in der Nabokov in seiner neuen amerikanischen Heimat als Autor noch keine rechte Beachtung gefunden hatte.

Er war ein besonderer Fall, wie ihn die Völkerwanderungen des zwanzigsten Jahrhunderts hervorgebracht haben. Zur Zeit von *Lolita* und *Pnin* war er ein Mann gegen Ende fünfzig. Er war einmal ein recht berühmter russischer Schriftsteller gewesen, aber nicht in Russland,

wo er nicht gelesen werden durfte, sondern in den Berliner und Pariser Emigrantenkreisen. Die hatten sich in den fünfziger Jahren bis auf versprengte Reste aufgelöst. Dem russischen Autor war sein russisches Publikum abhanden gekommen. Wenn er überhaupt weiter Schriftsteller sein wollte, musste er in eine andere Sprache wechseln und dort von vorn anfangen. Von seinen neun russischen Romanen wussten die Leser in Amerika und England nichts. Seine beiden ersten englischsprachigen Romane erschienen zur Zeit des Weltkriegs und wurden zwar höflich und achtungsvoll aufgenommen, aber bald wieder vergessen. Nabokov war in den fünfziger Jahren noch kein Autor, mit dem Publikum und Kritik rechneten, nicht einmal ein Geheimtip. Dazu wurde er erst mit dem untergründigen Ruf, der *Lolita* vorauseilte. Ohne *Lolita* wäre es wahrscheinlich dabei geblieben, Nabokov hätte weiter zu seinem eigenen Vergnügen geschrieben und Schmetterlinge gejagt, und kaum einer in der lesenden Welt würde sich heute noch an ihn erinnern, es wäre wohl auch nichts von ihm übersetzt worden, erst recht nicht zum zweiten Mal.

Womit ich bei der Übersetzung wäre, um die es heute gehen soll. „Mit der Zweiten liest man besser“, lautet der Titel dieser Veranstaltungsreihe. Es stimmt, von *Pnin* gibt es eine Zweitübersetzung, und ich selber bin dafür verantwortlich, also bin ich hier schon richtig. Aber ich bin kein unbedingter Fan von Zweitübersetzungen. Zwar sehe ich es natürlich gerne, wenn Übersetzerkollegen Aufträge bekommen, an denen sie sich die Zähne ausbeißen können, und es ist mir mehr als recht, wenn Verlage es tatsächlich schaffen, große Bücher auf dem Wege der Zweitübersetzung wieder in den Verwertungskreislauf einzuspeisen. Aber ich bin nicht bereit, Zweit- und Drittübersetzungen für von vornherein besser zu halten als die älteren Erstübersetzungen. Vor allem glaube ich nicht, dass die wichtigen Werke der Weltliteratur dauernd dem aktuellen Sprachgebrauch angepasst werden müssen; unsere Intoleranz gegenüber älteren Sprachzuständen halte ich für eine Verarmung, für eine Art zeitliche Fremdenfeindlichkeit. Aber ich bin auch nicht grundsätzlich gegen Zweitübersetzungen. Ich meine nur, dass von Fall zu Fall, von Buch zu Buch im Detail geprüft werden muss, ob eine neue Übersetzung nötig ist, ob sie sich lohnt und ob eine reelle Chance besteht, dass ein in Aussicht genommener Übersetzer die Sache besser machen wird als seine Vorgänger.

Diese Haltung ist in meinem Fall keine bloße Theorie. Wie Sie gehört haben, gebe ich seit 1989 bei Rowohlt Nabokovs Gesammelte Werke heraus. Damals fand ich eine einigermaßen unübersichtliche

Lage vor. Etliche seiner Bücher fehlten in deutscher Sprache ganz, und das meist aus rein zufälligen Gründen. Andere waren vorhanden, aber die Übersetzungen waren Jahre und Jahrzehnte alt, zwei davon über sechzig Jahre, und stammten von insgesamt sechzehn verschiedenen Übersetzern. Einige dieser älteren Übersetzungen waren seinerzeit hoch gerühmt worden, auch von mir, bei anderen hatte ich gelinde Zweifel. Theoretisch hätte man damals durchaus die Frage stellen können, ob für die Werkausgabe nicht alles neu übersetzt werden sollte, möglichst aus einer Hand. Praktisch war es gar keine Frage. Der Verlag hätte so viele Neuübersetzungen nicht bezahlen können, es hätte sich auch gar kein junger, aber dennoch schon erfahrener und ausgewiesener Übersetzer gefunden, der bereit gewesen wäre, den ganzen Rest seines hoffentlich langen Übersetzerlebens auf nichts als Nabokov zu verwenden. Außerdem war es nicht in jedem Fall selbstverständlich, dass eine Neuübersetzung wirklich besser werden würde. Also einigte ich mich mit Michael Naumann, dem damaligen Verlagsleiter, sehr bald darauf, dass wir wo immer vertretbar die alten Übersetzungen verwenden würden, dass diese aber Wort für Wort, Satz für Satz revidiert werden müssten. So haben wir es dann auch gehalten, und in Zahlen sieht das Ergebnis folgendermaßen aus: Von den 24 geplanten Bänden sind bisher 18 erschienen. In diesen 18 physischen Bänden stecken 23 Einzelwerke. Davon sind 9 Erstübersetzungen, also Bücher, die innerhalb der Ausgabe erstmals in deutscher Sprache erschienen sind. 12 sind Revisionen älterer Übersetzungen und nur 2 Zweitübersetzungen. Die eine der beiden fiel deutlich schlechter aus als die sechzig Jahre alte Erstübersetzung und musste vollständig umgeschrieben werden, um sie überhaupt verwenden zu können, war am Ende also ebenfalls eine Revision. Die andere Zweitübersetzung war *Pnin*. In der Rowohlt'schen Gesamtausgabe mit ihren bisher 23 Einzelwerken ist *Pnin* bisher also die einzige wirkliche Zweitübersetzung.

Ich glaube nicht, dass ich einige Jahre später noch einmal die gleiche Entscheidung getroffen hätte wie damals bei der Konkretisierung des Editionsplans. Weil die Revisionen so viel Zeit in Anspruch nahmen, kam die Ausgabe langsamer voran als geplant. Das Revidieren fremder Übersetzungen fand ich einige Male mühsamer und zeitaufwändiger, als es gewesen wäre, das betreffende Buch kurzerhand selber neu zu übersetzen. Es war einige Male nicht nur mühsamer, sondern auch unbefriedigender, denn das Resultat kam mir am Ende zuweilen wie eine Hybride, ein Bastard vor, da ich oft nicht den Mut oder die Rücksichtslosigkeit aufgebracht hatte, einen Kollegen so radikal umzuschreiben, wie ich es eigentlich für nötig gehalten hätte.

Sie wundern sich vielleicht, wie bestimmt, geradezu dreist ich von „guten“ und „schlechten“, brauchbaren und unbrauchbaren Übersetzungen spreche. Natürlich ist mir klar, dass jede Übersetzung nur eine Annäherung ist, dass es keine vollkommene Übersetzung gibt und keine objektiven, über alle Zweifel erhabenen Maßstäbe für ihre Beurteilung. Auch meine eigenen Übersetzungen halte ich nur für Annäherungen und keineswegs für unanfechtbar; im Besitz des Originalmeisters, an dem eine Übersetzung zu messen wäre, bin ich nicht. Aber als Herausgeber kann ich mir solche ehrenwerten Skrupel nicht leisten. Der Herausgeber muss Satz für Satz, Seite für Seite, Buch für Buch binäre Entscheidungen treffen: entweder „so ja“ oder „so nicht“ – und wenn die Entscheidung „so nicht“ lautet, muss er sofort eine Antwort auf die Frage haben: „Aber wie dann?“. Er darf sich nicht im Dschungel des Relativismus verlaufen, wo schließlich alles gleich gut oder schlecht wirkt, er muss sich nicht in die höhere Mathematik des Interkulturellen versteigen. Er braucht es aber auch gar nicht. Er hat es meist mit handfesten, handwerklichen Problemen zu tun.

Woher die Maßstäbe nehmen, um die vorhandenen Übersetzungen zu beurteilen? Um zum Beispiel die aus dem Jahre 1960 stammende *Pnin*-Übersetzung von Curt Meyer-Clason zu verwerfen, eines hoch verdienten und geschätzten – und mir obendrein persönlich sehr sympathischen – Kulturvermittlers und Übersetzers? Aus eigener Machtvollkommenheit hätte ich es nie gewagt. Aber ich hatte das Glück, gleich bei meinen ersten eigenen Übersetzungen vor vierzig Jahren gewisse Maßstäbe zu lernen, und zwar von der Person, die als einzige dazu befugt war, vom Autor, von Nabokov selbst, dessen Frau mit seiner Beratung fast alle meine Übersetzungen Wort für Wort durchgesehen und mit zahllosen Anmerkungen versehen hatte. Ich wusste also zumindest, worauf es ihm ankam, wie er übersetzt werden wollte: nämlich sinngenaue. Alles andere war für ihn sekundär: ob Wortspiele oder Alliterationen oder andere Klangeffekte in der Übersetzung erhalten blieben, ob sie sich flüssig las, ob sie elegant oder poetisch oder tief sinnig wirkte und was sich ein Übersetzer sonst noch für Stilideale vornehmen könnte. Für Nabokov musste sie nur eines sein: absolut, aufopferungsvoll sinngetreu. Es mag natürlich Autoren geben, bei denen es nicht auf den Sinn ankommt, die auch selber nicht auf Sinn Genauigkeit pochen und sogar dankbar sind, wenn ihre Übersetzer sie nach eigenem Gusto umschreiben. Nabokov gehörte ganz entschieden nicht zu dieser Sorte.

Es ist immer misslich, über Übersetzungen im Allgemeinen zu sprechen. Ich möchte darum an fünf kleinen Beispielen illustrieren, wie außerordentlich hilfreich eine schlichte Forderung wie die der Sinn-genauigkeit für den sein kann, der eine Übersetzung beurteilen muss. Satz für Satz muss er nur eine Frage stellen: Steht das wirklich so im Original?

Bei Curt Meyer-Clason las man, das Waindell-College, an dem Pnin lehrt, habe einen „umfangreichen, lebhaften und fröhlich gedeihenden Lehrgang der deutschen Sprache unter der Leitung von Dr. Hagen, der hochtrabend ... ‚eine Universität in der Universität‘ genannt wurde.“ Nanu? Eine Hochschule soll einen „umfangreichen“, offenbar mehrere Lehrkräfte umfassenden „Lehrgang“ haben? Ein Blick ins Original zeigt: Jenes College „*was characterized by ... a huge, active, buoyantly thriving German Department which its head, Dr Hagen, smugly called ... ‚a university within a university‘.*“ Es ist also kein deutscher Sprachkurs, sondern eine Germanistik-Abteilung, ein Germanisches Institut, und nicht „man“, sondern ihr Leiter nennt sie „eine U-ni-ver-si-tät in der U-ni-ver-si-tät“. Ein Vokabelfehler, der auf eine Unkenntnis der amerikanischen Hochschulen zurückgeht, und ein Bezugsfehler, wie er vorkommt, wenn der Übersetzer nicht genau hinsieht.

Weiter: Pnin wäre nicht auf den Gedanken gekommen, „es mit den erhabenen Hörsälen moderner Sprachwissenschaftler aufnehmen zu wollen“. Wie das? Gibt es „erhabene Hörsäle“, und kann ein Hochschullehrer mit einem Hörsaal ringen? Aber im Original steht etwas anderes, nämlich Pnin hätte es nicht gewagt, „*to approach the lofty halls of modern scientific linguistics*“. Wieder ein Vokabelfehler. Auf dem Campus gibt es zwar ‚halls‘, doch das sind keine Hörsäle, sondern Universitätsgebäude, Bauten („der Rockefeller-Bau“) – ein verbreiteter Übersetzungsfehler. Aber auch Gebäude sind hier nicht gemeint. ‚Halls‘ bedeutet hier wie im Deutschen vielmehr einfach ‚Hallen‘, die erhabenen Hallen der modernen wissenschaftlichen Linguistik, ähnlich den „*hallowed halls*“, den „heil’gen Hallen“ der *Zauberflöte*, wo man die Rache nicht kennt, und Pnin will auch nicht den Zweikampf mit ihnen vermeiden, er möchte sich ihnen nur nicht nähern.

Das wären zwei schlichte Vokabelfehler, die zu grotesken Lösungen geführt haben. Übersetzer nennen derlei Howler, und Nabokov hat sich oft über Howlers lustig gemacht. Auf deutsch heißen sie Klops. Allen Übersetzern unterlaufen gelegentlich Klöps. Es sind oberflächliche Fehler, die sich meist ohne weiteres reparieren lassen, solange sie nicht zu oft vorkommen. Wenn Klöps häufig sind, ist die Übersetzung

allerdings meist auch in anderer Hinsicht nicht in Ordnung; vermutlich fehlen dem Übersetzer dann die nötigen Sprachkenntnisse. Aber wie steht es hiermit? Das „fabelhafte Gedächtnis [eines Studenten] hatte bereits zehn Sprachen bewältigt und machte sich anheischig, weitere zehn aufzunehmen“. Das scheint richtig, geradezu tadellos übersetzt, kein Klops weit und breit. Im Original steht jedoch: „*whose prodigious memory had already disposed of ten languages and was prepared to entomb ten more*“. Das phänomenale Gedächtnis dieses Studenten hatte also zehn Sprachen nicht etwa „bewältigt“, sondern „*disposed of*“, „erledigt“, „entsorgt“, und es machte sich anheischig, zehn weitere Sprachen nicht „aufzunehmen“, sondern „*to entomb*“, sie in sich zu bestatten, denn offenbar weiß er mit seinen phänomenalen Sprachkenntnissen nichts anzufangen. Der Übersetzer hat also den Scherz, die kleine Bösartigkeit aus diesem Satz getilgt und eine schlafte, langweilige Aussage daraus gemacht. Ein so verunglückter Satz lässt sich nicht redigieren, sondern nur umschreiben, also neu übersetzen, wenn er seinen ursprünglichen Sinn zurückerhalten soll.

Das vierte Beispiel. Einige exilrussische Damen, heißt es, vermittelten den Studenten ihre Muttersprache Russisch „kraft Intuition, Beredsamkeit und einer Art maternaler Prahlerei“. Was soll man sich unter „maternaler Prahlerei“ vorstellen? Wie könnte diese den Sprachunterricht unterstützen? Wieder hilft der Blick ins Original. Ihre Lehrmethode, heißt es da, arbeitet mit „*intuition, loquacity and a kind of maternal bounce*“. ‚*Bounce*‘ bedeutet so viel wie Sprungkraft, Schwung, Schmiss und keineswegs Prahlerei. Womit jene Damen bei ihrem Sprachunterricht reüssieren, sind also „Intuition, Redseligkeit und eine Art mütterlichen Elans“.

Das fünfte und letzte Beispiel ist ein schwierigerer Fall. Wir lesen bei Meyer-Clason von einem Professor, der Russisch-Lehrbücher verfasst und ein „ehrenhafter Schwindler“ ist, „dessen Russisch ein besserer Witz war und der seinen gewichtigen Namen für die Ergebnisse anonymen Plackerei großmütig hergab“. So steht es auch im Original, oder fast: „*a venerable fraud whose Russian was a joke but who would generously lend his dignified name to the products of anonymous drudgery*“. Trotzdem scheint etwas mit der Übersetzung nicht zu stimmen. Woher kommt der „bessere Witz“? Im Original steht nur, dass sein Russisch ein Witz war. Der Übersetzer war also anscheinend der Ansicht, er müsste seinen Autor verbessern, „verflüssigen“, indem er den Satz eigenmächtig bereicherte, und zwar um eine abgedroschene Redensart. Das lässt nichts Gutes ahnen. Was besagt der englische Satz? Dass dieser Professor zwar kein Russisch konnte, aber trotzdem als

Verfasser von Russisch-Lehrbüchern auftrat, die er sich von seinen Assistenten kompilieren ließ, ohne auch nur ihren Namen zu nennen; er verdankte seinen eigenen akademischen Ruf also der gestohlenen Arbeit anderer Leute, und darum war er ein Hochstapler, ein „Schwindler“. In der deutschen Übersetzung besagt der Satz, dass der Mann kein Russisch konnte und insofern ein Schwindler war, aber ein „ehrenhafter Schwindler“, da er immerhin großmütig seinen Namen zur Verfügung stellte. Im Originalsatz trieft dieses „großmütig“ von Ironie, in der Übersetzung nicht. Zu dieser Sinnvertreibung kommt es vor allem durch zwei Kleinigkeiten: Der Übersetzer schreibt „ehrenhaft“, wo „ehrwürdig“ stand, attestiert dem Mann also ausdrücklich die Ehrenhaftigkeit, wo das Original nur seinen ehrfurchtgebietenden Ruf erwähnte, und er setzt ein „und“, wo im Original ein „aber“ stand. Dieses „und“ nimmt dem Folgenden die Ironie, und mit ihr geht die Pointe des Satzes verloren. Richtig müsste er etwa lauten, der Mann sei ein „ehrwürdiger Schwindler, dessen Russisch ein Witz war, der aber großmütig geruhte, den Produkten anonymen Plackerei seinen klangvollen Namen zu leihen“.

Nabokov ist tatsächlich ein Autor, bei dem man Fehlübersetzungen sozusagen riechen kann. Man kann sich darauf verlassen, dass er keinen unsinnigen Satz in Druck hätte gehen lassen. Wo man in der Übersetzung auf manifesten Unsinn stößt, wo man auch nur in hilfloses Grübeln gerät, hat sehr wahrscheinlich der Übersetzer etwas nicht verstanden.

Ich habe noch nicht gesagt, dass sich diese fünf Beispiele alle auf einer Seite fanden und dass die meisten anderen Seiten nicht viel anders aussahen. Hier handelte es sich nicht um einzelne, isolierte Fehler und Unaufmerksamkeiten, die reparierbar gewesen wären. Der Schluss ließ sich nicht vermeiden, dass hier das Schlimmste überhaupt passiert war, was einem Buch zustoßen kann: Der Übersetzer hatte es nicht etwa hier und da falsch, sondern immer wieder überhaupt nicht verstanden. Eine solche Übersetzung ist eine Gemeinheit – Betrug am Leser, dem das Buch vorenthalten wird, und eine Beleidigung für den Autor, dem sie unterstellt, er wäre imstande gewesen, den Unsinn zu schreiben, den der Übersetzer herausgelesen hat. Sie lässt sich nicht revidieren und redigieren. Darum wurde *Pnin* für die Rowohlt'sche Werkausgabe zum zweiten Mal übersetzt, und darum figuriert der Roman nun in dieser Veranstaltungsreihe.